

»Too white, too straight, too rich«

Ein Gespräch mit Greta Olson über #MeToo

Ohne feministische Debatten- und Mobilisierungserfolge der letzten Jahre kleinreden zu wollen: Noch im Sommer 2017 drängte sich nicht unbedingt der Eindruck auf, es stünde eine öffentliche Auseinandersetzung bevor, die solche Aufmerksamkeit erlangen würde. Hat #MeToo Sie überrascht?

Einerseits nein: Es lässt sich schon seit einigen Jahren eine neue Phase feministischer Mobilisierung beobachten. In den USA etwa fand im Januar 2017 der *Women's March* statt, eine riesige Demonstration mit Hunderttausenden Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die größte, die das Land je erlebt hat. Man muss aber gar nicht auf solche Großereignisse schauen, um zu bemerken, dass etwas in Bewegung geraten ist. Ich unterrichte unter anderem Feminismus sowie Gender und Queer Studies und erlebe in meinen Lehrveranstaltungen, dass sich immer mehr junge Frauen und Männer für diese Themen interessieren – man könnte fast sagen: sich dazu bekennen. »Feminismus« galt ja eine Zeit lang fast als Unwort – »the F-word«, wie wir auf Englisch sagen. Neuerdings hingegen nehmen auch Prominente das Wort wieder in den Mund, auch öffentlich.

Andererseits hat es mich doch überrascht, dass eine derartige Bewegung sich gerade aus den sozialen Medien heraus entfaltet und auf diesem Wege eine außerordentliche Dynamik gewinnt. Die allgemeine politische Situation sprach meines Erachtens nicht unbedingt für eine Entwicklung, wie wir sie jetzt beobachten. Schließlich erleben wir in weiten Teilen der Gesellschaft derzeit einen massiven antifeministischen *backlash*, gerade was das Thema sexuelle Gewalt angeht. Vor ein paar Jahren, im Sommer 2011, gingen die sexuellen Übergriffe des damaligen IWF-Direktors Dominique Strauss-Kahn durch die Medien. Der Fall und das anschließende Verfahren haben in den USA großes Aufsehen erregt, und es wurde in der breiten Öffentlichkeit über sexuelle Gewalt diskutiert.

Doch im November 2016 gewann Donald Trump die Präsidentschaftswahl. Ich war anlässlich der Wahlnacht zu einem Expertenpanel eingeladen, und wir sogenannten Experten haben es alle bis zuletzt nicht für möglich gehalten, dass er tatsächlich Präsident werden könnte. Es hatte während des Wahlkampfes diesen Augenblick der Enthüllung gegeben, als das Tonband veröffentlicht wurde, auf dem er sagt, als Star könne er sich jede Art sexuellen Übergriffs auf Frauen leisten – »grab them by the pussy« –, und

jeder dachte: »Das war es. Diese Person ist nicht wählbar.« Einen Monat später wurde Trump dennoch gewählt, und zwar nicht nur von Männern, sondern auch von sehr vielen Frauen. Leider wurde der heutige Präsident bis dato nicht zur Rechenschaft gezogen, weder juristisch für die Übergriffe, von denen in dem Mitschnitt die Rede war, noch politisch für die lange Liste seiner frauenverachtenden Äußerungen. Es wäre schön, wenn sich eine direkte Linie vom Entsetzen über Trumps Wahl bis zu #MeToo ziehen ließe. Man kann jedoch nur auf eine gegenläufige Konstellation hinweisen, auf ein Nebeneinander von *backlash* und feministischer Mobilisierung. Diese Polarisierung hängt nicht nur mit der allgemeinen politischen Lage zusammen, sondern auch mit der tiefen Spaltung der US-amerikanischen Gesellschaft, die sich während des Wahlkampfes und seit der Wahl von Trump noch einmal verstärkt hat – wobei sich, nebenbei gesagt, in Deutschland zunehmend ähnliche Tendenzen bemerkbar machen. Letztlich sind aber erst die Enthüllungen im Fall von Harvey Weinstein ausschlaggebend für den Beginn von #MeToo gewesen, es waren also zeitliche Koinzidenzen im Spiel. Insofern war ich in der Tat überrascht.

Bezüglich des Themas sexuelle Belästigung und Gewalt insbesondere am Arbeitsplatz, um das es bei #MeToo geht oder zumindest gehen sollte, werden für meinen Geschmack zu viele unterschiedliche Phänomene miteinander vermischt. Das steht natürlich schon seit Langem auf der Agenda, darüber diskutieren wir in den USA seit den frühen 70er-Jahren.

Muss man angesichts der schieren Menge an Vorfällen, die jetzt ans Licht kommen, ernüchtert feststellen, dass sich seit den 1970ern offenbar gar nicht so viel getan hat?

Gerade heute Morgen habe ich ein Interview mit Lin Farley gehört, die 1978 eine sehr wichtige Studie mit dem Titel *Sexual Shakedown: The Sexual Harassment of Women on the Job* veröffentlicht hat. Den Impuls zu dieser Arbeit hatten einige Jahre zuvor Interviews mit ihren Studentinnen an der Cornell University gegeben: Ausnahmslos jede von ihnen hatte entweder schon einmal einen Job wegen sexueller Belästigung gekündigt oder war entlassen worden, weil sie sich nicht auf sexuelle Avancen einlassen wollte. Lin Farley hat dem Phänomen, auf das sie da gestoßen war, erst einen Namen gegeben. Ihr verdanken wir in Wirklichkeit den Begriff *sexual harassment*. Sie hat entschieden dazu beigetragen, dass das Problem auf die politische Tagesordnung kam und Antidiskriminierungsgesetze vorgelegt wurden. In dem Interview, das ich heute Morgen hörte, sagt sie nun: »Das hat offenbar alles nichts geholfen, es gibt heute noch mehr Fälle von sexueller Belästigung als damals.«

Ein weiteres Beispiel: 1991 musste die Jura-Professorin Anita Hill vor dem Senat über die sexuelle Belästigung ihres früheren Arbeitgebers

Clarence Thomas aussagen. Andere Fälle von Belästigung wurden durchaus auch berichtet, doch musste allein und nur Hill vor den laufenden Kameras aussagen. Trotz der minutiösen Beschreibung von Details einer langfristigen Belästigung wurde Thomas vom Senat zum Richter des Supreme Court gewählt. Man fragt sich, ob wir immer wieder in eine Art der kollektiven Amnesie verfallen, was dieses Thema angeht.

Stellt sich das Problem also tatsächlich ganz ähnlich wie vor vierzig Jahren oder gar in noch größerer Schärfe dar?

Es hat sich sehr viel getan, das ist unbestreitbar. Wenn heute eine Frau einen Fall von sexueller Gewalt anzeigt, wird anders damit umgegangen als in den 70er-Jahren oder noch früher, als sie einen solchen Fall wohl hätte verschweigen müssen. Allgemein gesprochen hat eine Art gesellschaftlicher Sensibilisierung stattgefunden. Besonders offensichtlich sind die Veränderungen in einer intersektionalen Perspektive, also im Hinblick auf die Frage, wie die Faktoren Geschlecht, *race* und Klasse zusammenspielen: Schwarze Frauen galten in den USA lange Zeit ja gar nicht als *rapeable* oder *harassable*. Aufgrund der Geschichte der Sklaverei und des Rassismus blieben sexuelle Gewalt sowie sexuelle Übergriffe gegen schwarze Frauen außerhalb der Betrachtung, oder besser gesagt: ohne jede Relevanz. Prostituierte und *working class*-Frauen, wie zum Beispiel Haus- und Hotelangestellte, galten ebenfalls eher nicht als *rapeable* oder *harassable*, weil sie so oder so schon wie Objekte behandelt wurden. Selbst eine so schlichte Behauptung wie »Ein Mann kann vergewaltigt oder Opfer sexueller Gewalt werden« stieß vor 30 Jahren auf kein gesellschaftliches Echo, das war schlicht unsagbar. Insofern hat zweifelsohne ein tiefgreifender Bewusstseinswandel stattgefunden.

#MeToo legt die nach wie vor vorhandenen Probleme mit neuer Wucht offen. Die Debatte über sexuelle Gewalt und sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz wird daher an Kontinuität und Gewicht gewinnen, denn bislang wurde ja nur sporadisch und punktuell diskutiert, zumal wenn es um die Situation von Frauen am unteren Ende der Hierarchie oder in prekären Verhältnissen ging. Strauss-Kahns Vergewaltigung einer schwarzen Hotelangestellten habe ich schon erwähnt. Sein Verhalten und Auftreten wurden eine Zeit lang breit diskutiert, doch war das Thema plötzlich wieder verschwunden. Dieser Fall ist auch in anderer Hinsicht ein fast klassisches Beispiel: Die betroffene Frau hatte eine dunkle Hautfarbe, ihr Aufenthaltsstatus in den USA war nicht geklärt, und bei dem Mann handelte es sich um einen hochrangigen Politiker, immerhin wollte er für die französische Staatspräsidentschaft kandidieren. Es bestand also ein enormes Machtgefälle. Dort, wo das Gefälle am größten ist, tauchen oft die gravierendsten Fälle von sexueller Belästigung und Gewalt auf.

Das verweist auf die politische Dimension des Ganzen. Ist #MeToo in Ihren Augen eine entschieden politische Bewegung?

Zum Teil sicherlich. Ich nehme es jedenfalls sehr ernst, dass #MeToo für viele jüngere Frauen offenkundigen politischen Charakter besitzt. Das ist eigentlich auch ein Gebot kritischer Selbstreflexion. Weil ich keine junge Frau bin, nehme ich diese Bewegung vielleicht anders wahr und beurteile sie anders als jüngere Frauen und Feminist*innen. Für diese Frauen hat das Ganze in erster Linie mit *consciousness raising* zu tun und daher auch mit Selbstbehauptung und der Erkenntnis, dass sie nicht nur nein sagen können, sondern auch jedes Recht haben, öffentlich davon zu berichten, einen Übergriff erlebt zu haben. Sie waren nicht als Individuen schuld an dem Übergriff, was früher bei Fällen von Vergewaltigung Frauen häufig suggeriert wurde. Es gibt ein systematisches Missverhältnis, was die Machtverteilung angeht, das diese Übergriffe ermöglicht. Dieses Missverhältnis muss angegangen werden. Insofern wirkt #MeToo politisierend. Heute findet in den sozialen Medien etwas statt, wofür man sich früher mit anderen Gleichgesinnten zum Diskutieren im Wohnzimmer oder auf dem Uni-gelände getroffen hat. Es bildet sich dank #MeToo ein neues Bewusstsein, was ich sehr ernst nehme, denn die damit verbundene Praxis ist schließlich ein ganz wichtiger Bestandteil jedes denkbaren Ansatzes feministischer Politik.

Unübersehbar ist auch, dass #MeToo Verschiebungen in der öffentlichen Diskussion bewirkt hat und auch weiterhin für sie sorgt. Es tut sich etwas in der Art, wie man sich austauscht und wie in den sozialen Medien kommuniziert wird – übrigens nicht nur in den USA. Auch hierzulande höre ich insbesondere von Studierenden, gerade von solchen, die schon im Schauspielgeschäft arbeiten – wir haben hier in Gießen ja das entsprechende Fach, nämlich die angewandte Theaterwissenschaft –, dass #MeToo durchaus etwas verändert hat, dass eine Sensibilisierung stattgefunden hat und dass inzwischen im Theater anders geredet, aber eben auch agiert wird.

Und gibt es solche Forderungen? Welche Chancen sehen Sie dafür, dass #MeToo tatsächlich etwas bewirkt, also eine politische Bewegung befeuert, die letztlich auch Erfolge verzeichnet?

Die gibt es durchaus. Beim *Women's March 2.0* im Januar 2018 beispielsweise war #MeToo ein zentrales Thema und motivierender Faktor. Da wurde eine Liste mit konkreten Forderungen gestellt. (Siehe hierzu *Women's March. Guiding Vision and Definition of Principles*.) Neben Forderungen zum Ende des organisierten Schweigens über Formen der sexuellen Gewalt im Sport (siehe den Fall von Larry Nassar) und Forderungen zum Ende der Gewalt gegen Frauen und Mädchen im Allgemeinen werden frauenbezogene The-

men wie der organisierte Widerstand gegenüber der Trump-Administration sowie neue Restriktionen gegen sexuelle Aufklärung und Verhütungsmethoden angesprochen. Ebenso werden die Verteidigung von LGBTQIA*-, Workers-, Civil- und Disability-Rechten, der Schutz von Migrant*innen wie auch eine größere Beteiligung von Frauen und anderen Minoritäten in der Politik und bei der Zwischenwahl im November verlangt. Das ist gut so, weil #MeToo nicht zu Unrecht dafür kritisiert worden ist, eher eine Bekenntnisplattform für die Schönen und Reichen Hollywoods zu sein als eine Basis, von der konkretes politisches Handeln ausgeht.

Erste Erfolge zeichnen sich bereits ab. In einigen Branchen beispielsweise gibt es Bestrebungen, Fälle von sexueller Belästigung aus Verschwiegenheitserklärungen oder vertraglichen Klauseln explizit auszuklammern. Das wäre ein wichtiger Schritt, der zur Folge hätte, dass einer betroffenen Frau – oder auch einem Mann – nicht mehr einfach der Mund verboten werden könnte. Aus Sicht vieler Unternehmen ist es ja im Interesse des Geschäfts, wenn solche Vorkommnisse totgeschwiegen werden. Dadurch bleibt die betroffene Frau allerdings immer isoliert, die Belästigung kann zu ihrem persönlichen Problem erklärt werden, und schlimmstenfalls laufen die Behelligungen und Übergriffe dann ungestört weiter. In anderen Bereichen werden Maßnahmen, wie man sie jetzt im Zuge von #MeToo diskutiert, aber wohl kaum greifen, bedauerlicherweise. Wird sich das Leben einer Kellnerin durch #MeToo verändern? An wen sollte sie sich wenden? Es gibt weder eine zuständige Personalabteilung, einen Betriebsrat noch sonst irgendjemanden, der sich als Ansprechpartner anbieten würde. Wenn sie sich beklagt, wird sie mit höchster Wahrscheinlichkeit ganz schnell ihren Job los sein.

Anfang dieses Jahres wurde die Initiative *Time's Up* ins Leben gerufen, die sich gegen sexuelle Gewalt und Belästigung nicht zuletzt auch in prekären Arbeitsverhältnissen einsetzt. Da finde ich die Vorgeschichte interessant und aufschlussreich: Im November 2017 hat eine Organisation für die Rechte von Farmarbeiterinnen, die *Alianza Nacional de Campesinas*, im *Time Magazine* eine Solidaritätsbekundung an Schauspielerinnen veröffentlicht, die von Übergriffen durch Harvey Weinstein berichtet hatten. Ein Großteil der Initiatorinnen von *Time's Up* kommt aus dem Filmgeschäft, etliche Prominente sind darunter. Das Gründungsstatement macht kein Hehl aus den Privilegien, die sich aus dem Medieninteresse für berühmte Schauspielerinnen ergeben und nimmt ausdrücklich auf den Brief der Alianza Bezug. In ihrem Brief hatten sich die Arbeiterinnen mit den Hollywood-Größen solidarisch erklärt, zugleich aber auch – und völlig zu Recht – verlangt, dass in der allgemeinen Diskussion um die Unkultur der sexuellen Übergriffe gerade ihre Situation Beachtung verdiene und finden müsse. Ähnlich wie der Fall der Kellnerin taucht hier die Frage auf: An wen soll

sich eine Frau mit ungeklärtem Aufenthaltsstatus, die in Kalifornien auf einer industriellen Großfarm arbeitet und Opfer von sexueller Belästigung oder Gewalt wird, denn wenden? Wie kann sie sich überhaupt Gehör verschaffen? *Time's Up* hat in einer Reaktion auf diese Umstände dann richtigerweise einen *Legal Defense Fund* aufgelegt, der gerade solchen Frauen kostenlosen Rechtsbeistand gewährt. Ganz ohne Frage sind die unter solchen Umständen auftretenden Schwierigkeiten komplex, doch ist diese Rechtshilfe auf jeden Fall ein Schritt in die richtige Richtung. Und insofern hat einiges, was im Zuge von #MeToo entsteht und entstanden ist, in der Tat nicht nur mit den Weißen, Reichen und Schönen, den Privilegierten im Scheinwerferlicht zu tun.

Lassen Sie uns auf die Kritik an #MeToo zu sprechen kommen. Einen Punkt haben Sie selbst gerade angedeutet, nämlich die Schlagseite, was die öffentliche Aufmerksamkeit angeht – Stichwort Hollywood.

Bekanntlich wurde der Slogan »MeToo« schon vor über zehn Jahren von einer schwarzen Aktivistin, Tarana Burke, für eine *grassroots*-Bewegung verwendet, die sich für Opfer sexueller Gewalt, insbesondere für benachteiligte Mädchen, einsetzte. Dass diese Initiative zunächst weitgehend übersehen wurde und der Slogan gar in Vergessenheit geriet, um jetzt gewissermaßen entwendet zu werden, ist bezeichnend. Anschlussinitiativen wie *Time's Up* oder auch #UsToo muss man als Reaktionen auf dieses Problem verstehen. Das ändert nichts daran, dass bei #MeToo diejenigen im Rampenlicht stehen, für deren Privat- und Sexleben sich ohnehin alle Welt brennend interessiert. Die Geständnisse dieser Stars aus dem Film- und Showgeschäft werden mit einer geradezu voyeuristischen, sexualisierten Aufmerksamkeit verfolgt. #MeToo steckt also ohne Zweifel in der Falle solcher medialer Aufmerksamkeitsökonomien, was unter dem Strich eben bedeutet, dass es weiße Prominente sind, die prägend für die öffentliche Wahrnehmung sind. Wie ich bereits anlässlich der Podiumsdiskussion »#MeToo – Überfällige Kritik am Patriarchat oder neuer Puritanismus« an der Uni Gießen sagte: »#MeToo is too white, too straight, too rich, too cis, and too able bodied« (www.youtube.com/watch?v=8YhzOzHmxew).

Mittlerweile werden noch weitere Aspekte von #MeToo ziemlich kritisch kommentiert. Wenn wir Ihre bisherigen Äußerungen in dieser Debatte richtig verstanden haben, teilen Sie einiges an dem Unbehagen und den Vorbehalten, die gegenüber #MeToo geäußert werden.

Das stimmt. Doch muss ich vorausschicken, dass es meiner Ansicht nach gute Gründe dafür gibt, vorsichtig zu sein in der Art, wie Kritik an #MeToo formuliert wird. Diese Kritik wird häufig dazu instrumentalisiert, den

Feminismus im Allgemeinen zu denunzieren: Er sei überflüssig, sexfeindlich, unnötig spitzfindig et cetera, et cetera. Doch ist der Feminismus wie der heilige Lazarus, er wird immer wieder für tot erklärt und wie durch ein Wunder steht er immer wieder auf. Das reicht bis in die 90er-Jahre zurück, als das *Time Magazine*, um nur ein Beispiel heranzuziehen, auf seinem Titelbild mit Ally McBeal die Frage aufmachte: »Is Feminism Dead?« Wenn es jetzt heißt, bei #MeToo werde über alles und jeden gejammert, statt differenziert über sexuelle Belästigung und Gewalt zu sprechen, dann ist das, meiner Ansicht nach, ganz deutlich Teil eines neuen *backlashs*. Das Gleiche gilt für die gerade häufig gehörte Aussage, Männer seien wegen #MeToo ganz verunsichert und müssten sich fragen, ob sie Frauen überhaupt noch ansprechen oder anlächeln dürften.

Ganz direkt gefragt: Bringt #MeToo den Feminismus voran?

Der Feminismus tut sich keinen Gefallen mit einer unkritischen Haltung gegenüber #MeToo. Ein ganz grundlegendes Problem besteht doch darin, dass unter #MeToo oder in der Debatte um #MeToo zu viele Themen miteinander vermischt werden. Das reicht bis hin zu gewissen Tendenzen, #MeToo für Forderungen zu instrumentalisieren, mit denen feministische Anliegen geradezu ins Lächerliche gezogen werden. Um ein Beispiel aus Berlin heranzuziehen, das einiges Aufsehen erregt hat: Müssen wir uns wirklich darüber streiten, ob ein Gedicht von der Fassade einer Hochschule entfernt werden soll, weil es die Schönheit von Frauen preist? Allerdings ist das eigentliche Problem an der ganzen Debatte ein grundsätzlicheres: Ihr fehlen die scharfen Konturen. Es besteht keine Klarheit mehr über den Gegenstand der Kontroversen. *Bad dates* und schlechter Sex werden in einen Topf geworfen mit Fällen von Vergewaltigung, sexueller Belästigung und Gewalt am Arbeitsplatz. Das erscheint mir äußerst problematisch. Wie die Debatte teilweise geführt wird, lässt jegliche Sensibilität für nötige Differenzierungen und Nuancierungen vermissen.

*Warum ist die Diskussion so kompliziert? Man gewinnt den Eindruck, dass sie mit einer gewissen Anspannung geführt wird, gerade auch unter Feminist*innen.*

Diese Frage führt uns noch einmal zurück zur Diskrepanz zwischen den verschiedenen Generationen. Der Feminismus wird ja häufig und auch aktuell mit der Behauptung diskreditiert, »die Mütter und die Töchter« könnten nicht miteinander. Ich halte überhaupt nichts von starren Unterscheidungen zwischen einer »sexnegativen zweiten Welle« und einer sogenannten »sexpositiven dritten Welle«, wie sie in den letzten Jahren verstärkt propagiert wurde. Gerade in den Konstellationen, wie sie sich

jetzt bei #MeToo ergeben, zeigt sich doch, dass solche Einteilungen einfach nicht zutreffend sind.

Tatsächlich bestehen aber Verständigungsschwierigkeiten, die ich selbst kürzlich erlebt habe. Ich war zu einer Konferenz eingeladen, auf der ich eine feministische *Keynote* gehalten habe. Beim Abendessen saß ich neben einer jüngeren Feministin und Aktivistin aus Großbritannien. Irgendwann kamen wir auf #MeToo zu sprechen, und ich machte – unvorsichtigerweise – einige kritische Bemerkungen. Während ich noch redete, merkte ich, wie ihr Gesicht zusehends röter wurde. Nach meinem eigenen Empfinden hatte ich mich mit meinen Nachfragen zurückgehalten und eigentlich nichts wirklich Kontroverses gesagt. Doch meine Gesprächspartnerin war so empört, dass sie aufgestanden und gegangen ist. Diese scharfe Reaktion hat mir gezeigt, wie schwierig das Thema offenbar ist. Mir hat sich da genau die Frage gestellt, die Sie jetzt an mich richten: »Warum kann man nicht darüber reden? Wieso ist da der Wurm drin? Was ist so irritierend?«

Und wie lautet Ihre Antwort?

Ein zentraler und zugleich extrem heikler Punkt ist die Frage, ob Frauen in der Tat so macht- und wehrlos sind, wie es im Zuge der #MeToo-Debatte bisweilen behauptet wird. Ein Bekannter (Leiter einer Behörde) hat mir berichtet, die Gleichstellungsbeauftragte des Amtes habe vorgeschlagen, an den Arbeitsplätzen mit Publikumsverkehr unter den Tischen blickdichte Abtrennungen einzuziehen, damit die männlichen Angestellten den Kundinnen nicht unter die Röcke schauen können. Für ihr Vorhaben hat die Gleichstellungsbeauftragte #MeToo ins Feld geführt. Es scheint mir symptomatisch zu sein für eine diskursive Entmächtigung von Frauen. Man traut Frauen keine Widerrede zu, hält sie für unfähig, selbst Einspruch zu erheben und zu protestieren: »Guck mir nicht unter den Rock, du Idiot!« Diese Infantilisierung von Frauen – deren Kehrseite die Dämonisierung von Männern ist – diskreditiert den Feminismus. Damit will ich wohlgerne nicht behaupten, #MeToo und alle, die sich unter dem Hashtag geäußert haben, würden dem Feminismus in dieser Weise schaden wollen. Allerdings ist auch nicht zu übersehen, dass bestimmte Tendenzen und eine entsprechende Berichterstattung zunehmend an Raum gewinnen.

Sie sprechen etwas an, was so ähnlich auch in dem inzwischen berüchtigten offenen Brief zu lesen war, den Catherine Millet verfasst hat und der unter anderem von Catherine Deneuve unterzeichnet wurde. Geht es bei #MeToo um die Freiheit, nein sagen zu können, oder doch um die Zumutung, überhaupt erst in die Situation gebracht zu werden, nein sagen zu müssen?

Hier haben wir zunächst einmal wieder mit dem Phänomen der Vermischung zu tun. Auf der einen Seite geht es um sexuelle Belästigung und Gewalt in der Arbeitswelt, häufig in hierarchischen Settings oder in Abhängigkeitsverhältnissen, also um Machtmissbrauch und Gewalt. Auf der anderen Seite reden wir im Zuge von #MeToo darüber, wie Menschen, die sexuelles Interesse aneinander haben oder haben könnten, miteinander umgehen sollten – ein riesiges Feld, in dem ziemlich normative Vorstellungen von »gutem« und »schlechtem« Verhalten miteinander konkurrieren. Das sind unterschiedliche Dinge, die in der #MeToo-Debatte fortwährend vermengt werden. Dagegen würde ich stets darauf beharren, dass in der Arbeitswelt andere Regeln gelten als bei einer Begegnung auf einer Party oder bei einem Date. Wir reden jetzt, um es einmal deutlich abzugrenzen, von erotischen Begegnungen und Situationen, in denen es möglicherweise nicht nur um Sex geht, sondern auch darum, wie man miteinander Sex haben will. Für das Nachdenken über die Fragen, die Sie ansprechen, ist diese Unterscheidung meines Erachtens wesentlich. Ich verstehe mich als Queer-Feministin, und daher finde ich, dass wir dieses noch vorherrschende Bild endlich verabschieden sollten, wonach Männer sexuell dominant und Frauen passiv sind, die Männer also immer »mehr« wollen, was wiederum dazu führt, dass die Frauen stets die Opfer sind. Diese ganze Vorstellungswelt entmächtigt die Frauen – einmal ganz abgesehen davon, dass *queers* und andere genderfluide Personen völlig aus der Debatte herausgedrängt werden. In einem sicherlich noch vorläufigen Fazit würde ich feststellen, dass sich dieses binäre Denken im Zuge von #MeToo leider noch verstärkt hat. Ein sehr altmodisches Bild von Sexualität und Gender wird darin zitiert – die alten Klischees haben Konjunktur.

Spätestens jetzt müssen wir uns doch genauer damit auseinandersetzen, dass sich die Grenzen zwischen Sex, Belästigung und Gewalt nicht immer so scharf ziehen lassen, wie wir es uns wünschen würden. Inwiefern geht es bei #MeToo eigentlich um sexuelle Gewalt?

Das ist eine sehr gute Frage. Ein bedeutsamer und ungemein wirkungsstarker Strang der feministischen Diskussion hat dazu geführt, dass Vergewaltigung heute als Gewalttat und schweres Verbrechen betrachtet wird. Dazu war es notwendig, den Aspekt der Gewalt in den Vordergrund zu rücken, also zu betonen, dass es bei sexueller Gewalt um Gewalt geht, dass Vergewaltigung mit Macht zu tun hat und mit der Erniedrigung oder gar Entmenschlichung des Opfers. Daher kommen Vergewaltigung und andere Formen von sexueller Gewalt häufig in kriegerischen Situationen vor, weil dieser grausame Kontext die Ausübung von Macht unterstützt. Vieles von dem, was unter #MeToo geteilt und diskutiert wird, ist davon offenkundig ziemlich weit entfernt. Hier ist ein Gespräch darüber in Gang gekommen,

wie sich Menschen einander erotisch nähern sollten. Dabei sind meines Erachtens einige sehr präskriptive und restriktive Vorstellungen unterwegs: Konsens muss immer explizit sein, die Rollen möglichst reziprok, die Beziehungen beständig.

Lässt sich da bei #MeToo im zeitlichen Verlauf eine Entwicklung erkennen? Es hat angefangen mit Harvey Weinstein, also mit eindeutigen Übergriffen in einem hierarchischen Arbeitsumfeld. Dann ging es um Fälle wie den von Aziz Ansari, die sehr viel weniger eindeutig sind. War das ein Wendepunkt oder stand beides von Anfang an nebeneinander?

Da müsste man wohl differenzieren zwischen dem, was in den sozialen Medien passiert ist, und dem, wie darüber auch andernorts berichtet und diskutiert wird. Es ist ja ein Kennzeichen der sozialen Medien, dass sich jeder, der über die Zugänge verfügt, öffentlich äußern kann, wie und wozu er möchte. Und da ist mein Eindruck schon der, dass sich der Fokus von #MeToo im Laufe der Zeit deutlich verschoben hat. Je länger die Debatte läuft, je mehr Menschen dazu beigetragen haben und immer noch beitragen, desto deutlicher geht es um Erlebnisse im eher privaten Bereich und damit um anders gelagerte Fälle als denjenigen eines Hollywood-Moguls.

Dass in diesem privaten Kontext auch differenziert und kritisch nachgedacht werden muss, zeigt die Beschreibung eines *queeren* Mannes, der sich, angeregt von der Diskussion rund um #MeToo, entschloss, über eine Grenzerfahrung sexueller Gewalt öffentlich zu schreiben. Ich zitiere diesen Text, weil es hier gerade nicht um die Interaktion zwischen heterosexuellen Frauen und Männern geht, also um binäre Vorstellungen von Gender und Sex. Er schreibt, er habe einen Mann über ein Datingportal kennengelernt und sich mit ihm getroffen. Der Schreibende wollte von sich aus keinen Analsex mit dieser ihm fremden Person haben, ließ sich aber doch dazu überreden und musste während des Aktes feststellen, dass es ihm zusehends unangenehm war und dass der ihn penetrierende Mann, der immer begeisterter bei seinen Handlungen wurde, seinen Widerwillen und sein Nein nicht beachten wollte. #MeToo motivierte ihn, eine Diskussion über Sexualität und Gewalt auch unter homosexuellen Männern anzustoßen, anstatt sich dafür zu schämen, dass er bei seiner Begegnung mit diesem Mann seine sexuellen Wünsche und Grenzen nicht durchsetzen konnte. Ich halte diese Diskussion über Grenzen und Gewalt in der Sphäre des Privaten für enorm wichtig, möchte sie aber unbedingt von der Thematisierung sexueller Belästigung und Gewalt bei der Arbeit getrennt halten.

Kommen wir auf die offene Frage einer Einordnung zurück. Ist #MeToo für Sie Teil eines größeren, umfassenderen Phänomens?

Ich würde zunächst noch eine Beobachtung zum gesellschaftlichen Kontext beisteuern wollen. In einer etwas erweiterten Perspektive fallen zwei gegenläufige Bewegungen ins Auge, zwei sehr widersprüchliche Tendenzen, die mir jedoch irgendwie zusammengehören scheinen. Die eine ist Gegenstand eines Seminars, das ich gerade gebe: »The Pornification of Culture«. Sie ist augenscheinlich ein sehr, sehr breites Phänomen. Selbst mein jüngerer, 13-jähriger Sohn kann der Pornifizierung unserer medialen und kulturellen Umwelt gar nicht entkommen. Sowie er ein Handy benutzt und ins Internet geht, tauchen pornografische Darstellungen auf. Hinzu kommt, dass Pornografisches und gewisse Inszenierungen von Sex eigentlich andauernd und überall zitiert werden. Sie bestimmen einen beträchtlichen Anteil der Werbung und nicht zuletzt auch der Musikvideos. Einige Praktiken oder Accessoires, die früher auf eine *fringe culture* oder die BDSM-Szene beschränkt waren, gehören jetzt auf einmal zu unserer Kleidung oder zu Anspielungen, mit denen die Werbung operiert. Es gibt einen neuen Hedonismus, die Konjunktur von Sexpartys inklusive. Auf der anderen Seite herrscht eine starke Tendenz vor, alle Formen von Sexualität zu moralisieren und durch Vorsichtsmaßnahmen weiter zu kodifizieren. »Nein heißt Nein« reicht nicht mehr aus, nun soll quasi alles vertraglich ausgehandelt werden. Vor der ersten Berührung steht der Kontrakt. Nach einem so verstandenen Modell von Einverständnis und Konsens muss jedes Detail und jede Eventualität im Voraus geklärt werden. Es gibt auch eine erneute und vehemente Anti-Porn-Bewegung, die nicht nur Ängste über die angebliche Pervertierung von sexuellen Vorstellungen bei Jungen und Mädchen lautstark bekundet, sondern auch die Befürchtung, dass Männer wegen ihres Pornokonsums unfähig seien, »normale« Beziehungen zu führen. Angesichts solcher Vorstellungen und Ängste würde ich von deutlichen Indizien für eine Art von *moral panic* sprechen.

Ich möchte in diesem Kontext noch einen weiteren problematischen Aspekt von #MeToo verorten, nämlich die Praxis einer Tribunalisierung und Verurteilung durch die sozialen Medien, gegen die sich die Beschuldigten kaum zur Wehr setzen können. Gerade über dieses Problem wird spätestens seit den Vorwürfen gegen Aziz Ansari intensiv diskutiert. Selbstverständlich ist es ungeheuer wichtig, dass sich die Opfer sexueller Gewalt öffentlich äußern und aussprechen können. Nicht nur waren die Betroffenen, historisch betrachtet, allzu lange zum Schweigen verurteilt – ihr Charakter wurde infrage gestellt und sie wurden dadurch gleich zweimal zum Opfer gemacht. Dennoch sollte man auch sehen, dass für diejenigen, die in #MeToo beschuldigt werden, eine Rehabilitation kaum denkbar ist, wenn keine juristische Anhörung folgt. Eine Anschuldigung in den sozialen Netzwerken kann unter Umständen den sozialen Tod bedeuten. Eine öffentliche Anhörung über die Vorkommnisse wäre weitaus demokratischer.

*Bei Ansari ist Rehabilitation ja auch deshalb keine Option, weil es nie um strafrechtlich relevante Vorwürfe ging. Aber müssen wir uns als Feminist*innen nicht auch darüber Gedanken machen, wie Sex jenseits von Gewalt sein – und nicht sein – sollte? Was sagen Sie zu Ann Cahills »Unjust Sex«-Ansatz?*

Der Begriff »Unjust Sex« ist mir neu. Er scheint einen Zwischenbereich zu identifizieren, der beispielsweise von dem bereits zitierten schwulen Autor in seinem Bericht erwähnt wurde. Wie schon mehrfach gesagt, hat #MeToo eine ganz generelle Diskussion darüber angestoßen, wie wir Sex haben sollen. Dabei müssen wir jedoch gerade über die Grauzonen der Sexualität sprechen. Dazu kommt mir der Satz eines Therapeuten, den ich vor ein paar Tagen gehört habe, in den Sinn: »What we want between the sheets is not what we fight for on the streets.« Dieser These und Überzeugung würde ich mich unbedingt anschließen. Menschen haben ein Recht darauf, in ihrer Sexualität und ihrem Privatleben auch noch ganz andere Dinge zu tun als die, die sie in der Öffentlichkeit fordern oder vertreten würden.

Eine Richtung des Feminismus thematisiert immer wieder ein Problem, das man etwas polemisch mit dem alten marxistischen Begriff des »falschen Bewusstseins« umschreiben könnte: Gemeint ist, dass eine Person, in der Regel eine Frau, diesen oder jenen sexuellen Akt unmöglich hätte gewollt haben können, weil der Akt an sich einfach nicht konsensfähig sei. Folglich müsse der vermeintliche Konsens Produkt einer ideologischen Verblendung gewesen sein. Demgegenüber würde ich es mit der Queer-Theoretikerin Gayle Rubin halten, die schon während der feministischen Debatten der 80er-Jahre – den sogenannten »Sex Wars« – in ihrem Artikel »Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality« betont hat, dass unser Sex und das, was wir meinen, wollen zu dürfen, Resultat von Konstruktionen sind und dass sich diese Konstruktionen ändern. Von daher könnte es sein, dass die Frage »Was ist Sex und was Gewalt?« womöglich nicht immer hilfreich ist. Im Sex gibt es, wie gesagt, eben Grauzonen.

Mindestens ebenso viel wie durch die Beschäftigung mit Aziz Ansari kann man über solche Grauzonen in der Kurzgeschichte »Cat Person« von Kristen Roupenian erfahren. Sie ist Ende letzten Jahres im *New Yorker* erschienen, eine wunderbare Erzählung tatsächlich über die Grauzonen des Datings, deren Lektüre ich sehr empfehle. Die Begebenheiten werden aus der Perspektive einer Studentin erzählt, die sich mit einem etwas älteren Mann verabredet und trifft. Die beiden kennen sich kaum, hauptsächlich über WhatsApp. Ganz aufgeweckt, wie die Erzählerin ist, findet sie immer neue, immer subtilere Lesarten und Interpretationen für seine WhatsApp-Nachrichten. Die kurzen Botschaften werden von ihr regelrecht auseinandergenommen, so dass immer neue, schöne Fantasien darüber

entstehen, wie der andere sein könnte. Schließlich kommt es zum Date. Sie geht mit ihm nach Hause, und die beiden haben Sex. Bereits während der Mann sich auszieht, muss sich die Erzählerin eingestehen, dass sie eher widerwillig zustimmt, den Sex aber toll finden will. Gleichzeitig hat sie die Empfindung, es sei bestimmt schwieriger, jetzt ausdrücklich »Ich will nicht mehr« zu sagen, als das Ganze zu Ende zu bringen, um anschließend erleichtert nach Hause gehen zu können.

In dieser fiktiven Erzählung wird offenkundig eine Grauzone angesprochen. Eindringlich wird beschrieben, was in der jungen Protagonistin vorgeht. Viele Menschen haben Erfahrungen mit solchen Grauzonen. Daher ist es keinesfalls unproblematisch, wenn wir sexuelle Begegnungen, die in solchen unscharf begrenzten und grauen Zonen stattfinden, ohne Weiteres neben Fälle von Missbrauch, Nötigung und sexueller Gewalt stellen. Es wäre besser, wir könnten die entsprechenden Diskussionen getrennt voneinander führen. Hier sind klare Differenzierungen angebracht.

Wie bei dem Erlebnisbericht des schwulen Mannes hat es in dieser Geschichte zunächst ein Ja gegeben, aus dem dann ein nicht wahrgenommenes Nein – wie bei dem Mann – oder ein gar nicht artikuliertes Nein wurde. Dabei würde es mir gar nicht um die jeweils konkreten Vorkommnisse gehen, um die jeweils variierenden Details in solchen Situationen, sondern um die in aller Regel extrem schwierigen Fragen, die sich angesichts solcher Vorkommnisse stellen, ja aufdrängen. Wie verhält man sich? Und wie soll man dazu im Nachhinein Stellung beziehen?

Ann Cahill versucht mit »Unjust Sex«, sich ähnlich gelagerten, unklaren Fällen zu nähern, die für sie einerseits nicht unter sexuelle Gewalt fallen, andererseits dennoch ein moralisches Problem darstellen. Sie wirft ethische Fragen auf, die darauf abzielen, wie die Handlungsfähigkeit der Beteiligten bei solchen sexuellen Interaktionen zum Tragen kommt.

Die Sache ist für mich zwiespältig. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich finde auch Catharine MacKinnon und Andrea Dworkin großartig und lese deren Texte gerne mit meinen Studierenden. Doch werden mir die Standpunkte, was die Frage betrifft, wie Sex auszusehen hat, dann schnell zu normativ. Was ist mit der Ungleichheit von Empfindungen und Erlebnissen, mit den vielleicht doch sehr unterschiedlichen Gefühlen der Beteiligten füreinander? Bei solchen Fragen geht es mit den Untiefen doch schon los. So viel Normativität möchte ich in meinem eigenen Leben nicht haben, ganz bestimmt nicht. Ich möchte nicht, dass sich jemand hinstellt und fragt: Sind die beiden gerade wirklich gleichberechtigt und begegnen sie sich auf Augenhöhe? War der Konsens bei allen Handlungen ausdrücklich?

Eine abschließende Frage: Sie haben vorhin die alte, nicht zuletzt auf Susan Brownmiller zurückgehende feministische Überzeugung angesprochen, dass Vergewaltigung nichts mit Sexualität zu tun habe, sondern reine Gewalt sei. Aber müssen wir die Idee, dass es bei sexueller Gewalt nur um Gewalt geht, nicht doch hinter uns lassen?

Zu Brownmiller, die ihre These damals sicherlich auch mit einem strategischen Kalkül in die Öffentlichkeit gebracht und klar darauf verwiesen hat, dass Vergewaltigungen auch zwischen Männern stattfinden, würde ich sagen, dass sexuelle Gewalt stets sowohl mit Macht als auch mit Sexualität zu tun hat. Wir können das nicht so einfach auseinandernehmen. Doch will ich in diesem Kontext noch etwas gänzlich anderes betonen: Ich halte es, wie schon gesagt, für sehr wichtig, zwischen Fällen von sexueller Belästigung, Übergriffen und Gewalt in der Arbeitswelt einerseits und der Thematisierung sexueller Normen und Verhaltensweisen in der Privatsphäre zu differenzieren. Bei Belästigungen, Übergriffen und sexueller Gewalt handelt es sich um eindeutige Fälle von Machtmissbrauch und Gewaltanwendung. Hingegen haben wir es bei sexuellen Verhaltensweisen und normativen Erwartungen, zumal dann, wenn es um die Privatsphäre geht, mit sozial variierenden und durchaus stark divergenten Vorstellungen von gutem und schlechtem Benehmen in der Sexualität zu tun. Die Vermischung dieser beiden Bereiche in der Diskussion führt zu sehr repressiven und restriktiven Aussagen darüber, wie Frauen und Männer sich sexuell zu verhalten haben. Die kommen mir teilweise doch äußerst fragwürdig und ziemlich *old school* vor.

Das Gespräch mit Greta Olson führten Laura Wolters und Stefan Mörchen.

*Greta Olson ist Professorin für Anglistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen.
greta.olson@anglistik.uni-giessen.de*